

(Nachdruck verboten.)

## 49) Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

„Zunächst lassen wir die Wiener losgeh'n,“ erwiderte Graf Bernau. „Ungarn hat schon gesprochen und geht mit Feuereifer voran. Nur noch einige Tage und ein großer, ein vielleicht unblutiger Erfolg der Hauptstädte sagt auch den Provinzen, was ihnen zu tun übrig bleibt. Wir aber mußten wissen, ob Ihr einig seid.“

„War nit schlecht,“ lachte einer auf, „wonn m'r irzt no nit einig war'n!“

„'s is nur“ — meinte der Ortsrichter. Er hatte sich schon eine Weile herumgedrückt . . . nun mußte er doch endlich an den Drei heran.

„Wos is?“ rief Gilmer herüber.

„Für den Foll, ols 's bei uns a losgeht, oder — oder losgeh'n kunn't —“

„Los geht!“ riefen die anderen einhellig.

„Mein'weg'n. Do konn i enk do nit einsp'ier'n, Monna!“

„No sei so guat!“ rief Gilmer entriistet.

„Wonn i ober meine Paragrapp' hob' und — mein' Eid?“

„Woast was?“ brach jetzt Jürz los. „Kenn glei auf Bnoam oder zu der Herrschoft und zoag's on.“

„Ihr müßt Eure Stelle als bis heriger Ortsrichter natürlich niederlegen,“ erklärte Graf Bernau. „Obwohl es dann vielleicht keine Regierung mehr gibt. Wenigstens die nicht, der Ihr den Eid geschworen. Und wenn das neue Gemeinwesen Euch wiederwählt —“

„Kunn't uns einfall'n!“ murrten die Bauern durcheinander. „Wonn er irzt schon mit'n Manderln moch'n onsonat!“

„Das — fann doch eine Gewissenssache sein, nicht?“ warf Graf Bernau ruhig ein.

„Woar is!“ gaben einige kleinlaut zu.

„Woast wos?“ lachte Gilmer, „nocher hau'n m'r die glei am ersten Tog auf. Dem Stöck'n mit'n kaiserlichen Adler brauch't jo dehtweg'n niz g'sch'e'n.“

„Dös hob i wiss'n woll'n!“ entgegnete der Ortsrichter. Er war wieder böllig beruhigt.

„Wer hätt' dös ober denkt, Monna!“ rief plötzlich der alte Böllner dazwischen.

„Wos denn?“

„No, daß 'n Gilmer sein Student solchene Briaf schreib'n kunn't!“

„B'weg'n we war 'r denn in der Studi?“

„Dös schon! Ober der Briaf . . .“

Der alte Gilmer strahlte. „Nit woar? Der Briaf! Wonn si der Bua auf d' Konzl stellert — i moan — der haut's a 'n Pforrer obi . . .?“

„Natürli haut' 'rs eahm obi,“ nickte Böllner überzeugt.

Und do war nicht einer, der ihm nicht recht gegeben hätte. Wie eine große Ruhe kam es über die Väter, die auch Söhne hatten und darunter Studenten. Wie war man sonst um jeden Rat zum Pfarrrer gelaufen, hatte gefragt und geforscht und zuletzt doch nie zu handeln gewagt! Nun hatte der Herr die Jugend des Volkes berufen und auf ihre Lippen das Wort gelegt, das das Volk befreien sollte. Grafen halfen den Bauern — Jünglinge taten, was schon lange den Männern zugekommen wäre und doch keiner all dieser Männer gewagt.

Der alte Glüd hatte recht: es war eine gewaltige Zeit, die nun anbrach!

Als Jürz heimkam, fiel es ihm erst auf, daß er seinen Bruder Hannes nicht auch beim Gilmer getroffen. Trauten ihm die anderen nicht oder hielt er sich absichtlich ferne? Einerlei. Jürz wollte dahinter kommen. So nahm er nach dem Abendbrot wieder einmal den Weg zu Hannes. Nach langer, langer Zeit zum erstenmal. Nach dem Tod der Annaliese war Hannes fast jeden Abend bei ihm erschienen, hatte versucht, ihn durch seinen Zuspruch aufzurichten, durch den Hinweis auf die göttliche Gnade, die seiner Meinung nach, sich gerade in solchen „Prüfungen“ am meisten der Seele des

Menschen nähere, ihm Stärkung und Haltung zu geben. Umsonst. Jürz's Schmerz war und blieb ein unverföhnlicher. So kam zu dem Leid, das ihm widerfahren, noch ein anderes hinzu: die Erkenntnis, daß er und der Bruder sich im Innersten fremd geworden. Hannes hatte es längst gefühlt, aber gerade in diesem Schicksalschlag einen Fingerzeig des Herrn gesehen, sich dem so geliebten Bruder wieder zu nähern. Nun zu bald erkannte er, daß Jürz's Empfindung sich noch weiter von ihm entfernt hatte. Und als er gar merkte, daß sein Zuspruch dem Bruder nicht bloß kein Trost war, ihm vielmehr nur noch tiefer in den Troß wider Gottes Fügung hineinführte, blieb er aus. Er war in der besten, der christlichsten Absicht gekommen, hatte wochenlang dem Unmut Jürz's standgehalten, der sich zuletzt immer wieder gegen Gott selbst lehnte. Aber dies alles noch länger anzuhören, durch sein Erscheinen sozusagen noch heraufzubeschwören, wäre ihm als eine große Sünde erschienen. So war er endlich ausgeblieben.

Als Jürz bei dem Bruder eintrat, fand er die ganze Familie beisammen. Hannes wirtschaftete mit seinem Schwiegersohn, während seine Söhne auf den Höfen saßen, die sie mit ihren Frauen erheiratet hatten.

Hannes Lieblingskind aber war seine einzige Tochter, Annamarie. Fromm wie der Vater, still und geduldig wie die Mutter, waltete sie im Haus, hatte für jeden ein liebes Wort, ein freundliches Lächeln, sorgte und mühte sich, auch wo es nicht nötig war. Auch Annamarie hatte einen Erdburger zum Mann und der Vater selbst hatte ihr den Gatten ausgesucht. Denn der Mann, dem er seine „Annamir!“ geben wollte, mußte auch „donoch“ sein. Hannes hatte in seiner Sorge eine gute Wahl getroffen, vielleicht die beste ringsum. Der junge Mallner war ein ernster, frommer Bursch gewesen, dazu ein ganzer Mann. So gab es eine glückliche Ehe, deren Friede wie ein immerwährender Sonnenschein aus den großen blauen Kinderaugen der Annamarie zu strömen schien. Denn alles liebte sie — allen wußte sie Mutter zu sein. Wie kam ein böses Wort von ihren Lippen, selbst unter der Not der schwersten Arbeit fand sie noch ein heiteres Lächeln, einen freundlichen Gruß. Frühmorgens die erste auf den Weinen, die letzte, wenn es zur Ruhe ging, hielt sie Wohl und Wehe und Blüten und Gedeihen des Hauses warm und sorglich in ihren festen, treuen Händen.

Jürz wußte, daß Annamarie mit ihrem ersten Kinde schwanger ging. Drum war es ihm nicht angenehm, den Hannes im Kreis der Seinen zu finden. Was er mit dem Bruder zu besprechen hatte, taugte nicht für Weiberohren, zuletzt für die frommen der Annamarie.

Aber da saßen sie alle beisammen, wie es eben so Brauch war um diese Zeit. Die Annamarie spannt, Hannes schmauchte seine Pfeife, der Schwiegersohn saß am Tisch und las aus der „Legende“ vor. Die alte Bäuerin aber stichelte an einem Kinderhemdchen herum. Sie ließ es sich nicht nehmen, die Wäsche des künftigen Enkels selbst vorzubereiten.

„Guat'n Obend,“ sagte Jürz, als er eintrat.

„Jessas, der Jürz!“ rief die alte Bäuerin erstaunt.

Hannes fuhr mit einem jähen Ruck empor. Seine Freunde, den Bruder wieder bei sich zu sehen, war groß und echt. In der Kirche konnte man ja nicht viel reden miteinander, und im Winter kam man so wenig hinaus; traf sich nicht wie sonst auf Wegen und Stegen. Nun war der Bruder selbst gekommen! Vielleicht doch wieder der Alte!

Mit offenen Armen ging ihm Hannes entgegen: „Doh D' nur wieder amol do bist!“

Jürz sah den Bruder an, ließ den Blick über die Weibsteute und den Schwiegersohn geh'n. „Drei san zuviel do,“ dachte er. Aber — er konnte ja wenigstens eine Stichprobe machen. Gilmers Hof lag dem seines Bruders näher als Jürz's Haus. Das gab eine gute Einleitung.

„I bin an Sprung beim Gilmer d'rent g'west,“ begann Jürz langsam, „do wollt' i nit vorübergeh'n. . .“ Wieder glitt sein Blick über Hannes und seiner Schwiegersohn, forschend, leise fragend. „So, so, beim Gilmer,“ sagte Hannes gleichgültig. „Zweg'n we denn?“

Also wußte er nichts! Und Annamaries Mann, der dort eben so ehrfürchtig die „Legende“ zuklappte. . . Nein, auch er hatte keine Ahnung!



„B' frumm jan f' eahna g'west“ dachte Züry. „Do hob'n f' eahna erst nix g'fagt.“ Zu frumm — o ja! Auch bei ihm war einmal dieser Friede wie fühlbar durch die Stube geschritten, wie ein Hauch Gottes in der Luft gelegen, die man geatmet. Nun war es damit vorüber.

Die Frage des Bruders überhörend, ließ er sich müde auf die Ofenbank fallen. Was wollte — was suchte er eigentlich hier? Verraten durfte er nichts, und für das, was in seiner Seele nach Teilnahme schrie, fand er hier zuletzt ein Verständnis. Stand der Stuhl, auf dem Hannes saß, wirklich nur auf Sandbreite von ihm? Wenn Züry daran dachte, woher er kam, was er soeben gehört und worauf die Welt draußen sich vorbereitete, schien es ihm, als läge ein Abgrund zwischen ihm und dem Bruder.

Plötzlich zuckte er zusammen. An dem Wandrechen ihm gegenüber hing ein Gewehr — ein wirkliches Gewehr! Seit Wochen zergrübelte er sich den Kopf, wie er zu einer Feuerwaffe gelangen könne, nun hing die Waffe vor ihm, im Hause des Bruders! Hielt seine Augen fest, daß sie gar nicht mehr loskonnten. So war er doch nicht umsonst gekommen!

Und plötzlich wußte Züry, was er dem Bruder antworten sollte. „A G'wahr hob' i m'r beim Silmer ausleih'n woll'n.“ Hannes sah ihn erstaunt an: „Zweg'n we brauch't's denn ös a G'wahr bei ent?“

„An Moada (Marder) hob'n m'r,“ gab Züry rasch zurück. „An Moada, der a richtiger Mörder is. Rein nit beiz'famma is eahm! Und wos i schon oll's 'ton hob: Schling'n g'legt und Foll'n aufg'stellt! Dill's umasunt!“

„Ober Beder,“ rief der junge Bauer dazwischen. „Wos geht's denn do erst zum Silmer übr'i? A G'wahr hob' i selber!“

„Wos D' nit sogst!“ tat Züry erstaunt. „Do hängt's do vor Deiner,“ lachte Hannes. „Ober zweg'n we host'n nit d' Herrschaft d'r um ongonga?“

„Weil i nit mög'n hob,“ gab Züry verbissen zurück. „Züry, Züry,“ meinte Hannes kopfschüttelnd, „dös is a Red', die D'r koan Glück brocht hot.“

„I brauch' a foan's mehr,“ lachte Züry raus. „Wia's D' moanst, wia's D' moanst. Und dös G'wahr konnst natürl' hob'n. Der Schwieger hot's jo grad dehtweg'n von Erdberg übr'ig'holt, wia mir den Moada g'hobt hob'n. Ober zweg'n dem hob'n mir'n do nit 'troff'n. Bis 's Gros'n sein Leibjäger a Foll'n aufg'stellt hot. Der Seiner, der kennt si dabei aus und tuat's gern. Nur 's Fell muacht eahm loss'n.“

Züry sah den Bruder an und lächelte in sich hinein mit einem Blick, der sich vor den anderen schen verkroch. „A na, um dös Fell is m'r dös'mal selber g' tuan. So a Moada is a gor rarer Fong.“

„Wia's D' moanst,“ erwiderte Hannes arglos. „Ober . . . konnst'n no umgeh'n mit an G'wahr?“

„Dös lernt ma do bei den herrschafilichen Treibjagden,“ lachte Züry zurück. „Und Du host mir's jo a oft gnuagagt. . .“

„Nocher nimm's host! D' Schrott und 's Pulver häng'n im Beutl doneb'n, leicht jan a a poor Kugeln drin. . . Und wonn's dös Mistvieh d'wischt host. . .“ er trat an den Rechen, langte Waffe und Munition herab und reichte beides dem Bruder.

„Freili,“ nickte Züry, „nocher schid i ent's glei wieder uma. . .“

„Dös hob' i nit sog'n woll'n!“ entgegnete Hannes. „Dob' D' nur nit am End' wieder an Berdruß kriagst mit der Herrschaft. Du host amol kan Woff'n paß und wenn irzt der Grof hoamtimmt —“

Züry hatte Mühe, das Gewehr festzuhalten, so heftig begannen plötzlich seine Hände zu zittern. „Hoamtimmt er irzt?“ stammelte er. Wie im Schwindel griff er nach seinem Haupt. „Dös — dös konn jo nit jan. G'rod irzt. . .“

Hannes sah ihn befremdet an. „Zweg'n we denn nit? 's wird do „Deculi“. Und wonn die Schnepp'n kammn, do is'r jo no nia ausbleib'n. Uebrigens hob' i heunt Spomndienst g'hobt im Schloß und do hob' i selber g'hört, wia's d'r Mexikaner 'n Seiner g'fagt hot.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ausreißen.

Von J. W. Rylander.

„Sechsmal muß man Kap Horn umfahren haben, und sechsmal muß man ausgerissen sein, eher ist man kein rechter Seemann.“

Schloß der alte Englund, von der Großluke aufstehend, wo er mit den übrigen, die von Ausgud und Ruder frei waren, gefessen hatte.

Kalle Haegblom seufzte, und unwillkürlich tat ich dasselbe. Beder Haegblom noch ich waren jemals um Kap Horn gesegelt, und ebensowenig waren wir ausgerissen. Haegblom, der schon ziemlich alt auf See war, hatte seine meisten Reisen auf Holzgaleassen nach Stockholm und Neval gemacht, und es gehört gewiß zu den Seltenheiten, daß Leute von Holzgaleassen ausreisen.

Was mich betrifft, so hatte ich noch nicht e i n m a l Gelegenheit dazu gehabt. Vorläufig war ich noch Deckjunge, erst zum zweiten Male unterwegs auf meiner ersten Tour nach Amerika mit der „Esmeralda“, jener alten Abo-Barke, von der ich früher schon erzählt habe.

Nun aber kam die Gelegenheit.

Der alte Englund hatte eben von all seinem Ausreisen erzählt und uns eine Ahnung davon gegeben, wie es sein müsse, mit Norwegern oder Amerikanern, Engländern, Holländern und Deutschen zu segeln. Monatsheuern fünfmal so groß wie unsere, und Essen — alles hermetisch gelocht, und Kartoffeln und frisches Brot, einen um den anderen Tag an Bord geboden! Das war eine andere Sache als hier. Aber das Herrlichste von allem mußte doch sein, ordentlich in die weite Welt hinauszukommen und mit ausländischen Schiffen!

Wunderbare Sehnsucht! Als ich noch klein war und wir im Sommer draußen in den Schären wohnten, war ich fast krank, wenn ich Odet und Kristian die Segel hissen sah, um mit Fischen nach Helsingfors zu reisen. Und hatte ich sie einmal begleitet dürfen, und wir trafen im Fahrwasser Galeassen, die breit und ruhig mit ihrer Holzlast hoch über die Reeling aufgetürmt ihren besonnenen Gang auf Stockholm oder Neval zuginen, so dachte ich: eine Holzgaleasse, so eine recht feine, grüngemalte, mit weihem Birkenholz hoch aufgestapelt auf Deck, müßte doch das Stolze sein, was man auf dem Wasser findet! Wie glücklich und be-neidenswert, damit fahren zu können!

Aber als ich nun endlich an einem Sommertage — ich war eben elf Jahre alt geworden — zum ersten Male über das Alands-Meer fuhr und ein großes, stolzes Schiff mit vollen Segeln aus dem Bostnischen Meer kommen sah, begleitete ich es mit sehnsuchtsvollen Gedanken, bis ich nur noch ein Binkichen sehen konnte, da, wo das Alands-Meer aufhört und die Ostsee anfängt.

„Der fährt in die Nordsee oder ins Mittelmeer mit Blanken-ladung“, sagte der Schiffer, der behaglich seine Pfeife rauchte, die Arme auf einen Holzstapel gestützt, mit dem selbst der Gang vor der Kajüte noch gefüllt war, und fast mit Ehrerbietung fügte er hinzu: „Das ist ein Kauffahrteifahrer!“

Nordsee — Mittelmeer! Ja, das ließ sich hören, und dazu auf einem richtigen Kauffahrteischiff! —

So geht es allmählich immer weiter. Als Deckjunge auf der zweiten Reise weiß man ja noch gar nicht einmal, daß man, um sich auf der See zufrieden zu fühlen, recht weit hinaus kommen muß, am liebsten nach Ostindien, Australien oder China oder noch weiter, und auch mit Ausländern — man weiß nicht, daß man nie m a l s zufrieden ist. Sechsmal um Kap Horn und dreimal ausreisen! Wie großartig es lauten würde, wenn man nach einigen Jahren sagen könnte: „Als ich von der „Esmeralda“ in Pensacola austrif, ging ich mit einem Holländer nach Ostindien“, oder: „Auf der und der Reise fuhr ich zum siedenten Male um Kap Horn.“

Sechs Schläge von der Glocke des Rudermanns tönten durch die Nacht und weckten mich aus meinen Träumereien. Es war meine Stunde am Ausgud, aber ehe ich hinaufging, sprang ich noch ins Logis, um mir ein Häppchen Brot zu holen. Während des Ausgudens auf einer Brotrinde zu kauen war bei mir zur Gewohnheit geworden, zur üblen Angewohnheit könnte man vielleicht mit größerem Rechte sagen, jetzt, wo man gezwungen worden war, von der Brotration abzuknappen. Mein Brotbeutel, den ich selbst mir aus altem Segeltuch genäht hatte, war schon fast leer, und bis zur nächsten Austeilung waren es noch zwei Tage. Auf diese Tasche hatte ich mit zierlichen Buchstaben unter meinen Namen geschrieben: „der ausgezeichneten Appetit hat.“

Diese Inschrift hatte mir eine Ohrfeige eingebracht. — „Das ist Schifane gegen die Keederei“, sagte der zweite Steuermann, ein Schwager des Kapitäns, und dieser seinerseits war wieder ein Schwesterjohn von einer Cousine des Hauptreders. Und damit holte er aus, daß es mir im Kopfe sauste. In Wirklichkeit war es diese Ohrfeige, die mich mehr als irgend etwas anderes bestimmte, auszureisen.

Lundström, der älteste von den Leichtmatrosen, war mein Vorgänger am Ausgud. Am vorhergehenden Abend hatte ich zufällig gehört, wie er und ein paar andere überlegten, daß sie die „Esmeralda“ verlassen wollten, sobald wir nach Pensacola kämen. „Wenn Du nun in Pensacola auskneiffst, auf was für eine Art Reise willst Du dann gehen?“ erlaubte ich mir Lundström zu fragen, als ich ihn am Ausgud abgelöst hatte.

„Ach, das kann mir ziemlich gleich sein“, antwortete er gleichgültig, „schlimmer als hier bekomst man's schon nicht.“ Ich konnte nicht begreifen, daß sein Sehnen nicht ebenso wie das meine in die Weite ging, nach Ostindien oder Australien.

Der untergehende Mond warf eine breite, glühende Lichtstraße über die weiße Wasserfläche des mexikanischen Golfes, dessen gleichmäßige Dünungen kaum gekräuselt wurden. Die Nacht war ein-



schläfernd warm, und der letzte Hauch des ersterbenden Windes fühlte sich wie der weichste Flaum an Gesicht und Händen. Man war versucht, danach zu greifen, ihn festzuhalten und seine Liebeslösung zu erwintern.

Unruhig jagten meine Gedanken weiter nach dem ersehnten Meere, nach der Befreiung, nach neuen Reisen; aber die „Esmeralda“ ging langsam ihren sicheren Kurs, schwer und ernst wie die Weislichkeit.

Einige Wochen später, genau um dieselbe Nachtzeit, waren wir fast sämtlich aus dem Logis von der „Esmeralda“ in dem niedrigen, verräuchernten Saale eines Hauses in einer der Vorstädte von Benjacola. Kisten, Säcke und Bündel lagen unordentlich vor der Tür, und hinter einem großen Tische mitten im Zimmer, der mit Gläsern und Flaschen besetzt war, stand ein starknögiger, roter, dider Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und goß Bier aus einer Blechkanne in die großen, plumpen Gläser.

„Noch ein Glas, Jungens, ein Hoch auf Amerika und die Freiheit! Von nun an sollt Ihr ein anderes Leben zu sehen bekommen. Pfui, ist denn das etwas für Seeleute, hungern und sich zusehnden pumpen auf so einem alten Rattenest wie eure „Esmeralda“? Das ist ja der reine Selbstmord, eine wahre Schande ist's! Seht her — zum Wohle allerseits! — Ach was, leg die alte Pfeife weg“, wandte er sich kameradschaftlich an Lundström, „hier, nimm eine Zigarre, da steht ja die Kiste — taugen sie vielleicht nicht? Hier in Amerika dulden wir keine Anauereil! Sahaha, kann mir denken, was der Schiffer für ein langes Gesicht ziehen wird, wenn er morgen früh die Bude leer findet. Sahaha, schade, daß der Alte nicht mitkam, da wäre das ganze Nest leer!“

Mit dem Alten meinte er Englund, der sich nicht zum Ausstreifen hatte überreden lassen. Lundström hatte schon stark getrunken und fing an laut zu prahlen, während er plump und ungeübt seine Zigarre anzündete. „Der Schiffer, ja, der wird grün und gelb werden! Profit, Larson, Du hast recht, eine Sünde ist's und Selbstmord, sich für dreißig Kronen monatlich zusehnden zu pumpen, und eines Tages plagt der ganze verrottete alte Kasten — was hat man dann!“

Haegblom und ich saßen für uns allein in einer Ecke. Wir waren beide nicht an das bittere Bier und die starken Zigaretten gewöhnt. Ich fühlte mich müde, hungrig und mullos, und es schnitt mir ins Herz, daß Lundström unsere „Esmeralda“ einen alten verrotteten Kasten schalt.

Die Unruhe und Spannung, als wir lautlos unsere Kisten in Larsons Boot herunter fierten und im Dunkeln leise zwischen all den Schiffen auf der See dahin ruderten, ergriff mich mit erneuter Gewalt.

„Wenn sie sich nur etwas ruhiger verhielten“, flüsterte ich Haegblom zu. „Lundström schreit ja, als wäre er toll. Denk nur, wenn man uns nachspürte.“

„Ach, diese Nacht schlafen sie wohl sanft auf der „Esmeralda“, entgegnete er, „aber morgen wird der Kapitän sich vermutlich auf die Polizeizei begeben.“

Larson hatte wieder alle Gläser gefüllt, und die ganze Gesellschaft trank sich zu.

„Nun, ihr Kerls da“, rief er, als er Haegblom und mich entdeckte, die immer noch etwas abseits saßen, — „laugt das Bier etwa nicht? Amerika soll leben!“

Das Wort „Merl“ übt ja stets eine erhebende Wirkung auf einen Sechzehnjährigen aus. Ich stieß mit Larson und den Kameraden an. Das Gefühl von Freiheit und Glück machte mich offenerzig und redselig, und alle mußten lachen, als ich erzählte, daß ich, gerade ehe wir ins Boot hinabgingen, mich in die Kajüte geschlichen und meinen leeren Brotbeutel mit der Inschrift von meinem guten Appell an den Schlüssel von des zweiten Steuer-manns Kabinentür gebunden hatte.

Von nun an taute ich auf und konnte besonders Larson gegenüber mein Herz erleichtern. Er war ein Gentleman und hatte mich gebeten, ihn mit „Du“ anzureden.

„O ja, mit einem Holländer nach Ostindien, das läßt sich hören“, sagte er, nachdem er mich aufmerksam angehört und mich auf die Schulter geklopft hatte. „Uebrigens paßt das ganz famos, hier liegt einer, der in einer Woche segelfar ist, und ich soll die ganze Besatzung mustern.“

Beglückt und dankbar drückte ich ihm die Hand, und wir stiegen von neuem an.

Als wir gegen Morgen, nachdem noch viel gesungen und manches Glas Bier geleert war, die Treppe zu unserem Schlafzimmer im obersten Stod hinaufgingen, konnte ich es nicht lassen, im Uebermaß meines Glückes Haegblom in den Arm zu kneifen: „Haegblom, ich segele mit einem Holländer nach Ostindien, willst Du mit?“

Endlich war der Ostindienfahrer segelfar, und wir hatten gemustert, oder richtiger, Larson hatte aus Vorsicht, wie es Brauch und Sitte war, drei andere auf das Seemannsamt geschickt an Lundströms, Haegbloms und meiner Stelle.

Aus der einen Woche waren drei geworden. Die gepriesene Freiheit bedrückte uns schon lange mit der Bleiswere des Mühsig-gangs. Unsere Kameraden von der „Esmeralda“ hatten alle längst

gemustert und waren zu den verschiedensten Zeiten, spät abends oder bei Tagesgrauen, an Bord gebracht. Unaufhörlich strömten neue Gäste ins Haus oder wurden fortgeschickt. Es war wie ein fortwährender Strom, aus dem, wie ein nimmer verstummendes Brausen, Erzählungen laut wurden von elender Kost und schlechter Behandlung, von leeren Kähnen, kärglichen Monatsheuern und verkürzten Freiwehen.

Haegblom wurde indessen ängstlich und besäufel, die erste beste Stelle anzunehmen, die sich ihm böte.

„Gib doch Geduld“, meinte Lundström, „eine Monatsheuer wird jedenfalls bei der Musterung abgezogen, und die können wir doch ebenso gut hier aufessen, als Larson alles zurückerlassen.“ Und damit ließ er sich wieder einen Dollar von Larson und bot Bier aus, während die Karten gemischt wurden.

Haegblom beruhigte sich also wieder und wartete, wie ich, auf den Holländer. Und nun sollten wir endlich an Bord gehen.

Man sagte, daß die „Esmeralda“ noch im Hafen läge und mit Laden beschäftigt sei, und daß der Kapitän mit aller Anstrengung uns nachspürte. Größte Vorsicht war daher geboten.

„Heute abend um neun Uhr ist's finster wie in einem Sack, da gehen wir“, sagte Larson. „Ich werde Euch selbst an Bord begleiten.“

Unten in dem niedrigen, raucherfüllten Saale wurde noch ein Glas zum Abschied geleert, und Bekannte wie Freunde schüttelten uns zum Abschied die Hände.

„Profit!“ sagte Larson, der milde und hochgestimmt mit seinem Glase rinasum ging, indem er mit mir anstieß. „Glück auf der Ostindienreise! Und auch wieder bei mir ein, wenn Du zurückkommst, und schreib einmal, wenn Du Zeit und Lust dazu hast. So, Jungens, nun marsch!“

Nicht neben dem Hause lag die Schiffsbrücke, und bald schoß die kleine Kasse, von Haegblom und mir gerudert, sowie von Larsons sicherer Hand gesteuert, nach der See hinunter, wo die Anker-laternen der Schiffe lange, regelmäßige Lichtlinien bildeten.

Nicht ein Wort wurde gesprochen. Nach und ruhig glitt das Boot dahin, zuweilen dicht unter dem Vordersteven eines Fahrzeuges herstreichend. Mein Herz wollte zerpringen vor tausend Erwartungen.

Ein halblautes: „Niemen ein!“ von Larson ließ uns die Ruder einziehen, und in derselben Minute glitt das Boot an die Seite eines großen, schwarzgemalten Parthausies. Das also war der Holländer! Ich versuchte zu entdecken, ob er weihgelmalte Unter-masten hatte, wie ein Holländer das ja haben soll, aber wir waren zu nahe dran, als daß ich mehr sehen konnte wie das weihgelmalte Gekländer, über dem einige Personen auf Larsons lautes: „Schiff ahoi!“ zum Vorschein kamen.

Eine Leine wurde ins Boot geworfen, und gleich darauf ließ man eine Kastreppe nieder.

„Guten Abend, Kapitän“, rief Larson, „hier haben Sie Ihre Jungens! Guten Sie sie gut!“

Lundström war der erste, der herausging, ich folgte ihm sogleich. Als ich halb oben war, hörte ich ihn schwer auf das Deck nieder-springen, — und in demselben Augenblick rief er mir einem Glück: „Er hat uns verkauft, der Scharke!“

Ich beeilte mich so sehr ich konnte und stand kaum auf Deck, als ich schon mit schallendem Gelächter vom zweiten Steuermann der „Esmeralda“ begrüßt wurde.

Es wahrte eine Weile, ehe ich den Zusammenhang begriff, und die Arbeit acht langer Monate gehörte dazu, bis ich die Unkosten für meinen ersten Veriuch, die Freiheit zu genießen und recht in die Weite zu kommen, abbezahlt hatte.

Mehr als einmal habe ich seither die Zungen im Logis oder auf der Wache sich über etwaiges Auskneifen heratschlagen hören. Ohne zu erzählen, woher ich einen solchen Widerwillen dagegen bekommen, habe ich immer gesagt: „Jungens, reißt nicht aus!“ — Und das sage ich auch jetzt: Nicht austreten! Niemals austreten!

(Nachdruck verboten.)

## Sonnenblicke.

Verse von Karl Petersson.

Ein proletarischer Dichter, der vielen schon kein Fremder mehr sein wird, klopf an die Türen der Arbeiter und bringt ein Buch, auf das wohl mancher gleich mit heralichem Wunsch gewartet hat. Nur vereinzelt kistete Petersson bisher lyrische Gaben in die Arbeiterblätter, aber darunter war etliches, das nicht im Geiste des Tages unterging. Es blieb oben und trieb mit dem neuen Tage weiter. Kam es wieder da und dort zum Vorschein, so las man es gern noch einmal und abermals. Ihm war in schlatter Hülle gegeben, was einem Gedichte zum Leben in anderen Herzen verhilft. Ein Ton voll Wärme klang auf, dem das Ohr sich willig erschloß. Ein Weggefährte erhob die Stimme, in dessen Nähe die besten Saiten des Lebens ins Schwingen gerieten. Ob sein Wort nun aus der Wirklichkeit der Missionen herkam oder aus dem besonderen persön-lichen Leben, in beiden Fällen war diese Wirkung da. Immer ein mimenfälliges Zugelassen, aus dem ein freundschaftliches Hand-in-Hand hervorging, ein brüderliches Zusammenschreiten, über dem der graue Himmel sonnige blaue Felder öffnete. Dies ist nun



der Wesenszug des Buches, das Petersson aus seinen Gedächtnissen gebaut hat. Es ist das Buch eines proletarischen Kämpfers, das glücklich stimmt und im Beglücktein die Kampfkraft vertieft fühlbar macht.

Viele, unzählige proletarische Gedichte sind erwachsen aus der Leidenschaft grossenden Aufbäumens, aus der Not der Lohnsklaverei, und auf anderem Boden als diesem gedieh ihren Dichtern kein Lied. In der Erkenntnis ihrer sozialen Lage kam ihr Gefühl für Menschenwürde zuerst zum Leben, und der politische Kampf, in den alle Kraft begeistert einging, sog auch die dichterischen Kräfte auf. Wie ist in den neuen Generationsgedichten des Proletariats Lebensgefühl und Genußdrang im besten Sinne breiter und tiefer geworden! Der ethische Inhalt der Jugendbewegung ist geradezu bedeutend groß. Da greift ein Erwachen von Lebenswünschen um sich, das der seelischen Bedürfnislosigkeit mit heiligem Wollen den Krieg erklärt, und aus diesen Stimmungen heraus atmet Peterssons Dichten. Auch seine Poesie wurzelt im empörenden Großen, aber sie greift nicht nur mit der Sehnsucht nach befreiter Lebensfreude, sondern aus ihrer schon gelosten unendlichen Herrlichkeit heraus und aus dem erlebten Wissen, daß sie unentbehrlich ist, wenn das Leben gedeihen und vor Verkümmern bewahrt bleiben will.

Aus Druck und Not des Arbeitsalltags hat Petersson seine ersten Gedichte empfangen, aber nicht die Verzweiflung hat sie geschrieben, die dumpf hinführt ohne Traum und Ziel. Sie sind hervorgegangen aus der Dual des Entbehrens, und wo Entbehren ist, da ist auch das Wissen von der Schönheit und Notwendigkeit des Glücks fordernd lebendig. Im Grauen vor dem tödenden ewigen Einerlei, in das die Lohnarbeit ihre Sklaven eisern einklemmt, leidet das Entbehren tragischer als die Verzweiflung. Dies Grauen durchschauert die ersten Blätter des Buches . . .

Das furt und summt, das stampft und dröhnt,  
der Hämmer Gleichakt übertönt  
das Säusen der Maschinen  
tagaus, tagein.

Wahrhaft ein Lied vom proletarischen Massenschicksal ist das Gedicht, in dem diese Verse an- und ausdönen. Petersson, der bis zu seinem 27. Jahre als Maschinenbauer in der Fabrik arbeitete — heute ist er Redakteur am „Hamburger Echo“ — hat es geschrieben in Tagen, da der Madengriff der Lebensnot ihn schier verzagen ließ. Aber er gehört zu den Unbeugbaren. In den Erschütterungen seelischer Qual legt er nicht die Hände in den Schoß, die Qual spannt ihm die Fäuste. Wo der Haß ihn packt, lodert zugleich heißes Sehnen in ihm auf. Das Grauen treibt ihn vorwärts zum Glück, dieser Vorbedingung der Entfaltung seiner besten Kräfte, deren allerbestes Teil die Fähigkeit ist, errungenes Glück nicht nur zu erkennen, sondern wirklich zu genießen. Davon zeugt sein Buch, und das gibt der Aufschrift „Sonnenblicke“ den Sinn.

Durch das ganze Buch hin spürt man den proletarischen Menschen, den es bezeichnet, daß er dem Begriff des Rächers den des Kämpfers, dem zerstörenden Vergelten das schöpferische Bauen entgegensetzt. Er ist kein romantischer Phantast, der im Glück den festen Grund unter den Füßen verliert und ins Rebelblau aufsteigt. Einmal sagt er: „Ich grüß' das Glück und beuge mich dem Leid!“ Weides ist immer in Wechselwirkung, eins ruft das andere ins Gefühl. Er ist eine Natur, die an sich arbeitet, die sich bereichert, nicht eine, die mit dem neuen Erleben das Erleben von einst abschöpft und vergißt.

Unter neuer Liebe lebt und wirkt alles Lieben weiter. Vergangenheit und Gegenwart seines Lebens sind fest aneinander verankert und geben sich gegenseitig, was sie an wertvollem Gut bergen. Aus den Kindertagen quillt es froh und traurig herüber, und im Erinnern verkärt der lebendige Tag, was einst gewesen. Die vielen Weihnachtsgedichte des Buches mit ihrem dankbaren Aufgehen im Kinde und in der eigenen Kindheit sind kein Zufall. Und so auch der Durst nach beseligtem Lauschen in der heilkräftigen freien Natur fernab der großen Stadt. Da mag ihm der Segen aus der Zeit aufgehen, wo der 1979 in Hamburg Geborene in Develgönne an der Elbe die Dorfschule besuchte. Tief wirkt auf ihn die heimatische Natur mit ihrer Heide, ihren Wäldern, ihren Inseln im großen Strom. Er hat sie erlebt, sonst könnte er ihre Stimmungen nicht mit so beglücktem Fühlen bildtreu vor die Seele bringen.

Die Welt, die er gibt, ist immer wirklich sein Eigentum, der seelische Besitz eines Proletariers, der nichts scheinen will, was er nicht wirklich ist. Deshalb ist auch in dem Buche überall eine so klarbestimmte Sicherheit des Schreitens, und sie wäre nicht zu spüren, wenn sie nicht auch die sprachliche Art erfüllte. In den Gedichten, die das Buch einleiten und die zugleich die ältesten sind — Petersson war 26 Jahre alt, als er sein erstes Gedicht schrieb — und hier und da wohl noch eine einzelne schleppende Breite, aber dann dringt ein starkes Gefühl für Festigkeit und Notwendigkeit hervor, das im Gesamteindruck bedeutend mitwirkt. Es beherrscht den sprachlichen Ausdruck, beherrscht die Verbindung von Inhalt und Form. An äußerlichem Zierrat, der die Pfeiler und Bögen unorganisch überschmückt, verächtenbet Petersson keinen Raum; er will in allem einfach und deutlich sein. Er grübelt nicht, auch rhythmisch nicht, will einzig geben, was hell übersehbar vor ihm liegt. Sein Glück braucht, ben die feste Sicherheit des Bodens

unter den Füßen. So wächst eine kräftige Natürlichkeit heraus, die als persönliche Art wirkt, und die vor allem auch gefestigt ist gegen Abhängigkeiten vom Einfluß anderer Dichter. Rhythmisch ist Peterssons Selbständigkeit in den Formen, die alteingewurzelt sind, so groß, daß man erquickt eine frische Ursprünglichkeit löstet. Ein Gedicht, wie das herrliche, mich immer wieder ergreifende Lied „Wenn du einst wiederkehrst“ ist im rhythmischen Einklang mit seinem Inhalt so eigen, daß es wie ein tieferer Stern inmitten des Ganzen strahlt.

Der Aufschrift des Buches angeschlossen, ist vorn das Bild Steinlens vom guten Jahr eingeklebt: der Arbeitsmann, der auf dem Ackerfeld die Hacke eine Weile vom heißen Tum ruhen läßt und stark aufgerichtet mit übersonntem Antlitz hinausgeht in das Tagesgestirn, das fern hinter dunklem Land und rauchenden Schloten großstrahlend aufsteigt. Sonnenblicke! Das Bild gehört symbolisch zu Petersson. Es atmet die Hoffnung und Zuversicht, das prächtige Selbstvertrauen, das er sich als Lebensgut erkämpfte und das er den proletarischen Mitkämpfern mit seinem Buche einpflanzen und stärken möchte.

O glaube nur an deine Macht,  
und wolle nur, dann weicht die Nacht  
aus deiner arbeitsmüden Brust,  
und frischer Mut und Daseinslust  
strömt dir von neuem durch die Glieder,  
aus deinen Augen leuchtet wieder  
die alte Hoffnungsfreudigkeit.

Das schöne Buch Peterssons ist im Verlage des Hamburger Parteigeschäfts erschienen und kostet gebunden 2 M. Nun dankt dem Dichter, der mitten in euren Scharen schreitet, ihr deutschen Arbeiter!  
Franz Diederich.

## Kleines feuilleton.

### Völkerkunde.

Eins der merkwürdigsten Naturvölker der Erde sind die Weddas auf der Insel Ceylon, die schon seit Jahrzehnten von der Völkerkunde unworden werden. Da die Soziologie oder Gesellschaftswissenschaft aber erst in neuester Zeit auf wissenschaftlichen Grundlagen gestellt worden ist, so ergab sich für die Völkerkunde die wichtige Aufgabe einer neuen Erforschung der Weddas. Die Regierung von Ceylon selbst hat für eine gründliche Durchführung eines solchen Unternehmens gesorgt. Sie fand dazu trefflich geeignete Persönlichkeiten in dem Ehepaar Seligmann. Hier war freilich mit besonderen Schwierigkeiten zu rechnen, da die Weddas wegen ihres Misstrauens und ihrer Eifersucht bekannt sind. Die Teilnahme einer Frau hat sehr dazu beigetragen, ihren Argwohn zu überwinden. Eines der wichtigsten Ergebnisse dieser umfassenden Forschungen liegt in dem Schluß, daß die wenigen heute noch lebenden Weddas, die sich lediglich von der Jagd ernähren, als direkte Nachkommen und Ueberbleibsel des Urbolks zu betrachten sind. Bisher nahm man an, daß sie ein zurückgekommenes Volk früher höher kultivierten Volks wären. Die Seligmanns erklären die Ueberlieferung einer früher höheren Kultur durch eine Verwechslung der Weddas mit einem anderen Volksstamm der Mandajans, die sich selbst Mandajans nannten, weil sie aus einer Vermischung dieser mit anderen Elementen hervorgegangen waren.

Ein Teil der Weddas lebt heute noch im Zustand einer wirklichen Wildheit als ein armes, trüges Gesindel in den für den Menschenfuß schier undurchdringlichen Dschungeln. Eine besondere Eigentümlichkeit ihrer Sitten besteht darin, daß gewohnheitsmäßig die Kinder eines Brubers und einer Schwester untereinander heiraten, nicht aber die Kinder von zwei Brüdern oder zwei Schwestern. Der zukünftige Schwiegervater wird schon vor der Heirat außerordentlich gut behandelt, und nach ihrem Vollzuge geht der junge Ehemann wöllig in der Familie seiner Frau auf. So klein der Kreis der Weddas jetzt geworden ist, besteht in ihm doch noch die Ueberlieferung eines Stammesgeistes fort. Zwei Familiengruppen gelten als höher stehend und heiraten niemals in die anderen Familien hinein. Die Behausungen der Weddas sind vorzugsweise Felshöhlen; sie beziehen ungern eine Hütte. Diese Eigentümlichkeit hängt damit zusammen, daß sie nach dem Charakter der Jahreszeit zwei bis dreimal jährlich umziehen. Die meisten Höhlen der Weddas sind für mehrere Familien eingerichtet, die aber innerhalb des Raumes fest abgetehte Grenzen zu beobachten haben. Eine Art von Raumbareitsklärung, die bei so vielen tiefstehenden Völkern eine große Rolle spielt, gibt es bei den Weddas nicht. Sie heiraten sehr jung. Die Frau hält in der Ehe die strengste Treue. Bleibt ein Mädchen einmal unversehratet, so wird ihr eine ziemlich große Freiheit eingeräumt. Das von den Weddas bewohnte Gebiet ist in Jagdgründe eingeteilt.

Die Religion der Weddas besteht hauptsächlich aus einer Verehrung der Toten, die selbstverständlich mit einem Geistesglauben verbunden ist. Die Geister einiger längst verstorbener Stammesgenossen werden als eine Art von Halbgöttern verehrt. Die religiösen Feste sind reich an eigenartigen Tänzen, die aber meist ohne Worte und Gesänge aufgeführt werden. Dennoch fehlt es den Weddas nicht ganz an musikalischer Begabung.